GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Die Janusköpfigkeit militärischer Gewalt: Zur Einhegung von Verletzbarkeit und Verletzungsmacht durch mexikanische Soldatinnen*

Thiel, Louise

2020

https://doi.org/10.25595/3670

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Thiel, Louise: *Die Janusköpfigkeit militärischer Gewalt: Zur Einhegung von Verletzbarkeit und Verletzungsmacht durch mexikanische Soldatinnen**, (2020), 69–83. DOI: https://doi.org/10.25595/3670.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v29i1.06

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Die Janusköpfigkeit militärischer Gewalt: Zur Einhegung von Verletzbarkeit und Verletzungsmacht durch mexikanische Soldatinnen*

LOUISE THIEL

Soldat_innen sind in der Militärorganisation mit einem Ausmaß an Gewalt konfrontiert, das es in der Form nicht (legitimiert) in anderen gesellschaftlichen Bereichen gibt: „Die gesellschaftliche Funktion des Soldaten (schließt) seine Tötungs- und Todesbereitschaft ein" (Bröckling 1997, 329). Im Kampfeinsatz können Militärangehörige verwundet werden oder gar sterben, sie sind in ihrer Tätigkeit einer deutlich erhöhten Verletzbarkeit ausgesetzt (Dörfler-Dierken 2010, 138). Die Ausrichtung des Militärs auf Kampfeinsätze muss dementsprechend auf der soldatischen Subjektebene eingelassen werden als „einen den eigenen Tod antizipierenden und legitimierenden Wertbezug" (Lepsius 1997, 366). Ebenso bedarf soldatische Verletzungsmacht einer legitimierenden Rahmung in spezifische Sinnzusammenhänge (Scarry 1992, 93-102).

In Mexiko lässt sich seit einigen Jahren eine Eskalation der Gewalt im öffentlichen Raum ausmachen, in der vermehrt das Militär im Namen der ‚inneren Sicherheit' eingesetzt wird (Vega Zayas 2010, 93; Jenss 2016, 323-332). In dieser gewaltgeprägten Situation verabschiedete das mexikanische Parlament im April 2008 ein Gesetz, das die umfassende Öffnung der Streitkräfte für Frauen[1] vorsieht – ohne Einschränkungen hinsichtlich der Verwendungen, Einheiten oder Dienstränge (Arcos Rosales 2012, 66). Die Einbindung von Frauen* in Kampfeinheiten stellt eine fundamentale Irritation in der etablierten, geschlechtsspezifischen Organisation von Gewalt in Mexiko dar. Bislang war der ‚Dienst an der Waffe' ausschließlich den männlichen Staatsbürgern vorbehalten (Torres 2008).

Doch wie genau erfolgt die Artikulation von Gewalt durch die mexikanischen Soldatinnen*? Im Fokus dieses Artikels stehen die Fragen, wie sie mit ihrer soldatischen Verletzbarkeit umgehen und inwiefern sie sich die männlich konnotierte Sphäre soldatischer Verletzungsmacht erobern. Die Forschungsergebnisse sollen einen Beitrag zu einem differenzierteren Verständnis der vergeschlechtlichten Organisierung von Gewalt im Militärischen leisten. Zugleich wird damit die Kritik an einem dichotomen Verständnis von Gewalt in männliche Verletzungsmacht und weibliche Verletzbarkeit verknüpft. Dafür wird zunächst der theoretisch-methodische Rahmen des empirischen Forschungsprojekts ausgeführt und der soziopolitische Hintergrund der mexikanischen Streitkräfte vorgestellt. Danach wird der Umgang der Soldatinnen* mit Verletzbarkeit ausgelotet und im anschließenden Abschnitt der Zugang zu soldatischer Verletzungsmacht analysiert.

https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v29i1.06

Theoretisch-methodischer Hintergrund

Nach dem Soziologen Heinrich Popitz kann Gewalt als eine allgegenwärtige Handlungsoption verstanden werden:

> Der Mensch muß nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muß nie, kann aber immer töten – einzeln und kollektiv – gemeinsam oder arbeitsteilig – in allen Situationen, kämpfend oder Feste feiernd – in verschiedenen Gemütszuständen, im Zorn, ohne Zorn, mit Lust, ohne Lust, schreiend oder schweigend (in Todesstille) – für alle denkbaren Zwecke – jedermann (Popitz 1986, 76, i.O.).

Die fest verankerte menschliche Eigenschaft, dass *jeder* verletzen könne und gleichzeitig jederzeit verletzbar sei, stelle ein Grundsatzproblem von Vergesellschaftung dar (ebd., 89). Auch in modernen Gesellschaften mit weitgehend durchgesetzter staatlicher Gewaltmonopolisierung bleibt gewaltsames Handeln als Handlungsoption bestehen: „Die Verletzbarkeit des Menschen durch den Menschen ist nicht aufhebbar" (ebd., 69). Gewalt wird bei Popitz (ebd.) als eine zweiseitige Medaille verstanden: Mit dem Begriff „Verletzbarkeit" wird die grundsätzliche Zerstörbarkeit des Lebens adressiert, während „Verletzungsmacht" für die erfolgreich behauptete Möglichkeit steht, Gewalt auszuüben (Code 2009, 243). Verletzbarkeit und Verletzungsmacht stellen eine „Jedermanns-Ressource" (Popitz 1986, 76) dar, die theoretisch von jedem Menschen ausgeübt oder erfahren werden kann.
Allerdings gilt es an dieser Stelle einzuwenden, dass die verschiedenen Positionierungen innerhalb von Gewaltbeziehungen keineswegs so egalitär verteilt sind, wie dies der Begriff „jedermann" bei Popitz (ebd.) suggeriert. Vielmehr werden Menschen entlang spezifischer gesellschaftlicher Machtbeziehungen in den als dichotom gesetzten Kategorien Verletzungsmacht und Verletzbarkeit verortet (Bereswill 2011, 201). Die Position eines Subjektes innerhalb von Gewaltbeziehungen wird insbesondere durch die Kategorie Geschlecht organisiert: Auf der einen Seite wird die verletzbare Frau* konstruiert und auf der anderen Seite das als unverletzbar und autonom geltende männliche Individuum (Code 2009, 331). In der symbolischen Ordnung von Gewalt ist Verletzbarkeit deutlich weiblich konnotiert und Verletzungsmacht männlich (Bereswill 2007, 101).
Das Militär ist einer der wichtigen gesellschaftlichen Räume, in denen diese dichotome Organisierung von Gewalt geschlechtsbezogen ins Subjekt eingelassen wird (Sasson-Levy 2008, 297). Von Militärangehörigen erwartete Eigenschaften wie Stärke, Aggressivität und Gewaltbereitschaft werden mit Männlichkeit assoziiert, und die Figur des Soldaten wurde historisch als exklusiv männlich imaginiert (Dittmer 2009, 119).[2]
Aktuell sind Diskurse und Praktiken der Verknüpfung von Militär und Geschlecht einem Wandlungsprozess unterworfen: Zunehmend werden Frauen* in alle Bereiche der Streitkräfte integriert, auch in Kampfeinheiten (Sjoberg/Via 2010, 238). Doch dies bedeutet nicht zwangsläufig das Verschwinden der vergeschlechtlichten Auf-

gliederung von Gewalt (Yuval-Davis 2001, 155). Für Soldatinnen* besteht vielmehr eine Gleichzeitigkeit widerstreitender Subjektanforderungen in Bezug auf Gewalt: Hier kollidiert das soldatische Tötungsgebot mit dem Anspruch von Friedfertigkeit an Frauen* (Apelt 2012, 442).[3] Es gilt daher, die Veränderungen der vergeschlechtlichten militärischen Gewaltorganisierung differenziert in den Blick zu nehmen.
Dieser Beitrag beruht auf einer qualitativen Forschungsarbeit zur Verknüpfung von Gewalt- und Geschlechterbeziehungen in den mexikanischen Streitkräften. Dafür wurden in Mexiko-Stadt in den Jahren 2011 und 2012 insgesamt 38 leitfadengestützte Interviews mit Militärangehörigen unterschiedlicher Dienstränge aus den beiden Teilstreitkräften Heer und Marine geführt.[4]
Die transkribierten Interviews wurden in Anlehnung an die Grounded Theory schleifenförmig ausgewertet (Glaser/Strauss 1965, Strübing 2004). Dabei wurde das Material in einem ersten Durchgang zunächst offen und anschließend im Hinblick auf die Forschungsfrage vertiefend kodiert (Corbin/Strauss 1996, 46ff.). Die so gewonnenen Codes wurden in Beziehung zueinander gruppiert und zu drei Kernkategorien ausgearbeitet: ‚Einbindung in die militärische Gewaltorganisation', ‚soldatische Verletzungsmacht' und ‚soldatische Verletzbarkeit'. Die Organisierung und die Interpretation des Materials in die Kernkategorien leiten sich aus dem Erkenntnisinteresse ab, die jeweiligen Ausprägungen sind jedoch das Ergebnis der Datenanalyse. In der Darstellung für diesen Artikel werden einzelne Interviewpassagen zitiert, die exemplarisch für eine zu Kategorien verdichtete Codegruppe stehen. Die folgenden Ausführungen stellen einen Einblick in die beiden Kernkategorien ‚soldatische Verletzbarkeit' und ‚soldatische Verletzungsmacht' dar. Zum besseren Einordnen der empirischen Ergebnisse wird eine Vorstellung des Forschungsfeldes vorangestellt.

Die mexikanischen Streitkräfte

Die mexikanischen Streitkräfte – das Forschungsfeld der vorliegenden Analyse – sind historisch aus den bewaffneten Truppen der Revolution in den Jahren um 1910 hervorgegangen (Ai Camp 2010, 21). In der postrevolutionären Ära fand ein Demilitarisierungsprozess statt, die Revolutionsführer übertrugen einer zivilen Regierung die politische Macht des Landes (Braig/Müller 2008, 390). Dies bedeutete die symbolische und legale Unterordnung der Streitkräfte unter das Regime der Revolutionspartei. Im Gegenzug für seine Loyalität erhielt das Militär einen gewissen Grad an Autonomie über seine innere Organisierung (Arriaga Valenzuela 2009, 47ff.). Aufgrund ihres revolutionären Ursprungs und ihres Einsatzes bei Naturkatastrophen entwickelten sich die Streitkräfte zu einer der Institutionen mit der höchsten sozialen Anerkennung in Mexiko (Ai Camp 2010, 25).
Abgesehen von einem eher symbolischen Engagement im Zweiten Weltkrieg gibt es keine militärische Außenpolitik Mexikos, die Streitkräfte werden fast ausschließlich im Landesinneren eingesetzt (Anaya Gallardo/Barreda Marín/Benítz Manaut 2000, 16, 23). Der Untersuchungszeitraum liegt in der Präsidentschaftsära von Felipe Cal-

derón Hinojosa vom konservativen Partido Acción Nacional (Partei der Nationalen Aktion, Übers. L.T.). Sein politisches Regime definierte den Drogenhandel als Bedrohung der nationalen Sicherheit. Über diesen Sicherheitsdiskurs wurde eine zunehmende Militarisierung des öffentlichen Raumes eingeleitet (Arriaga Valenzuela 2009, 14ff.). Der „war on drugs" ging einher mit einem ungeahnten Ausmaß an Gewaltverbrechen und Menschenrechtsverletzungen auch durch Militärangehörige, von 2006 bis 2012 gab es in diesem Zusammenhang Schätzungen zufolge über 60.000 Tote[5] (Jenss 2016, 375).

Zu dieser Zeit wurde im mexikanischen Parlament im Zusammenhang mit der Implementierung internationaler Abkommen zur Geschlechtergleichstellung ein Gesetzespaket erlassen, das auch die vollständige Öffnung der Streitkräfte für Frauen* umfasst (Torres Pastrana 2008).[6] Die Zulassung von Frauen* zum mexikanischen Militär stellt damit eine politische Vorgabe dar (Arcos Rosales 2012, 66). Der mexikanische Militärexperte Roderic Ai Camp vermutet, dass die Streitkräfte einer Umsetzung des im Parlament beschlossenen Gleichstellungsgesetzes nur zugestimmt haben, da sie immer weniger in der Lage sind, männliche Rekruten zu gewinnen und zu halten (El siglo de torreon 2007). Zudem führte die wachsende Kritik an Menschenrechtsverbrechen zu einem schwindenden Rückhalt des Militärs in der mexikanischen Bevölkerung. Mit der Einbindung von Frauen* könnte die Hoffnung auf eine größere gesellschaftliche Akzeptanz verknüpft worden sein. Eine solche Funktionalisierung von Soldatinnen* zur Legitimierung von Militäreinsätzen arbeitet mit dem Konstrukt der „weiblichen Friedfertigkeit" (Brunner 2015, 162) und ist auch in anderen Streitkräften verbreitet (für die deutsche Bundeswehr siehe Biehl 2010, 152; Scholz 2008, 209).

Frauen* waren zwar als bewaffnete Kämpferinnen (soldaderas) in der mexikanischen Revolution aktiv, doch wurden sie im postrevolutionären Militär nur zu nicht-kombattanten Verwendungen wie dem Sanitätsdienst zugelassen (Rodriguez 1998). Damit erfolgte wiederum eine Verdrängung von Frauen* aus der nun exklusiv männlichen soldatischen Verletzungsmacht, die erst seit der rezenten Öffnung der mexikanischen Streitkräfte neu verhandelt wird (Torres Postrana 2008).

Zunächst wurden lediglich 17 der 39 militärischen Ausbildungsstätten für Frauen* geöffnet (El siglo de torreon 2007). Zum Zeitpunkt vor der Öffnung waren von den 191.000 Soldat_innen aus Heer und Luftwaffe lediglich 3,3% Frauen*, dieser Anteil ist bis zum Jahr 2019 rapide auf circa 12% angestiegen (SEDENA 2007, 2019). Die Militärpolizei, in der ein Großteil der für diese Forschung interviewten Kampfsoldatinnen* angesiedelt ist, stellt auch weiterhin eine der wenigen für Frauen* geöffneten Kampfeinheiten im Heer dar. Bei ihnen sollen laut Militärführung (Alvarez Villeda 2011) in jedem Bataillon etwa 10% Soldatinnen* eingebunden sein.[7]

In der mexikanischen Marine machten Frauen* zum Interviewzeitpunkt etwa 12% des Militärpersonals aus. Die prozentuale Beteiligung von Frauen* scheint in der Marine historisch weitaus höher zu sein als in den beiden anderen Teilstreitkräften, dem Heer und der Luftwaffe. Die für diese Arbeit als kombattant klassifizierten

interviewten Marinesoldatinnen* sind in dem Bataillon der Fallschirmjäger_innen eingebunden, hier sind laut Interviewaussagen circa 5% Frauen* vertreten.
Eine gleichberechtigte Einbindung von Frauen* in die mexikanischen Streitkräfte ist noch lange nicht erreicht, bislang sind erst wenige kombattante Verwendungen für Frauen* geöffnet (SEDENA 2019). Vor allem die Öffnung des militärischen Kernbereichs – die Kampfeinheiten – ist nach wie vor ein umkämpfter Prozess. Im Folgenden werden nun zentrale Kategorien der Analyse zur Einhegung von Gewalt durch die mexikanischen Soldatinnen* ausgeführt.

Einhegung von Verletzbarkeit

Verletzbarkeit stellt auf den ersten Blick kein Objekt diskursiver Problematisierung im mexikanischen Militär dar, die mexikanischen Soldatinnen* sprechen die Thematik in den Interviews kaum von sich aus an. Die Interviewten wollen sich offenkundig nicht als verletzbar oder gar ängstlich präsentieren. Doch in der Analyse der soldatischen Narrationen wird deutlich, dass die schwache Präsenz der Thematik im mexikanischen Militär nicht ihrer Bedeutungslosigkeit geschuldet ist, sondern das Ergebnis verschiedener Strategien einer diskursiven Minimierung ist. Die verschiedenen Ausprägungen solcher Einhegung von soldatischer Verletzbarkeit werden hier nun ausgeführt.
Wenn die Kampfsoldatinnen* Gefährdung zur Sprache bringen, so fällt eine spezifische emotionale Rahmung auf. Das Benennen von Verletzbarkeit wird häufig von einem unsicheren Lachen begleitet. Lachen von Interviewten ist laut der Linguistin Barbara Merzinger (2005, 266f.) seltener ein Ausdruck von Humor, sondern erfüllt vor allem kommunikative und soziale Funktionen. Beispielsweise antwortet eine Militärpolizistin auf meine Frage nach Gefährdung in einem von ihr erlebten Kampfeinsatz: „Das ist gefährlich. Ja, sehr gefährlich (Lachen)“[8] (H.G.). Das Lachen der Soldatinnen* im Sprechen über Verletzbarkeit kann interpretiert werden als Geste zum Auffangen und Abmildern einer mit negativen Emotionen verbundenen Aussage. Das Unwohlsein und das verstörende Potenzial im Sprechen über die soldatische Gefährdung soll so abgefedert werden.
Zudem wird das Sprechen über Verletzbarkeit oftmals in abschwächenden Formulierungen vollzogen, es erfolgt dabei eine diskursive Strategie der Minimierung. Die Soldatinnen* verwenden Ausdrucksweisen wie „eine gewisse Gefahr“ oder sprechen von „einem gewissen Risiko“. Ihr Verletzungsrisiko wird darin als gering präsentiert. Ähnliche diskursive Muster finden sich in Äußerungen von Soldatinnen* wieder, wenn sie zwar die Gefährdung Militärangehöriger ansprechen, auf diese jedoch die adversative Konjunktion „aber“ folgen lassen. Die Interviewten belassen es nie bei einem schlichten Benennen von Verwundbarkeit, sondern rahmen diese stets abschwächend ein. Dies zeigt exemplarisch folgende Äußerung einer Armeesoldatin*: „Ich glaube, dass die Angst immer dabei ist, aber das ist eine Erfahrung, die ich gerne leben will“ (G.J.). Durch die grammatikalische Struktur mildert die Aussage

des zweiten Satzteiles die Benennung von Angst vor Verwundung im ersten Satzteil ab. Die Angst verschwindet gewissermaßen hinter der zweiten Aussage und erfährt eine positive Wendung: Am Ende bleibt der Kampfeinsatz als ein Erlebnis stehen, das die Soldatinnen* „gerne" erleben wollen.
Ähnlich artikuliert dies eine andere Militärpolizistin der Armee: „Also ich glaube, dass die Gefahr da ist, die Gefahr ist allgegenwärtig, wenn man zu einer Kampfeinheit gehört, die Gefahr ist allgegenwärtig. Also das ist meine Arbeit (Lachen), das ist meine Arbeit und es gefällt mir" (A.C.). In solchen Formulierungen wird die Gefährdung zum einen einer Normalisierung als allgegenwärtig unterzogen. Zum anderen betont die Kampfsoldatin*, dass ihr die Arbeit inklusive des Risikos gefalle. Sie beschreibt ihre Zugehörigkeit zu den Streitkräften betont als erfüllend und befriedigend.
In diesem Narrativ, das sich fallübergreifend durch das Interviewmaterial zieht, stellen die mexikanischen Kampfsoldatinnen* Gefährdung in den Kontext eines erfüllten Berufslebens: Die Liebe zu ihrem Beruf entschädige demnach für ihr Verletzungsrisiko. Der als objektiv beschriebenen Gefahr wird ein subjektives Erleben gegenübergestellt, in dem diese nicht mehr vorkommt: Die Gefahr wird aus der Subjektperspektive verbannt. Dies wird auch in folgender Aussage einer anderen Militärpolizistin deutlich: „Für mich haben alle Arbeiten Risiken, das Militär besonders, aber (…) wenn wir genießen was wir tun, dann sehen wir da in Wirklichkeit nicht viel Risiko" (M.S.).
Dieses Motiv der ‚Liebe zum Militär' findet sich bei den mexikanischen Soldatinnen* in den unterschiedlichsten Variationen, aber auffallend häufig wieder. Sie sprechen von „Freude", „Genießen", der „Liebe zum Militär" und der „Liebe zur Nation". Mit diesem Narrativ positionieren die Soldatinnen* ihre Tätigkeiten in den Streitkräften als jenseits der ‚normalen' Berufswelt und der rein ökonomischen Notwendigkeit von Erwerbsarbeit. Ihre Arbeit wird vielmehr als ‚Liebesdienst' deklariert und damit ihre Aufopferungsbereitschaft als Selbstverständlichkeit dargestellt. Die Gefährdung der eigenen körperlichen Unversehrtheit erfährt so eine diskursive Einhegung: Sie verschwindet hinter der positiven Identifizierung mit dem Militärischen. Dem Motiv ‚Liebe zum Militär' kommt eine legitimierende Funktion zu, in der soldatische Verletzbarkeit als sinnhaft eingehegt wird.
Auch aktivere Formen des Umgangs mit Gefährdung zeigen sich in den Interviews mit den mexikanischen Soldatinnen*. So besteht eine weitere, sehr verbreitete Bearbeitungsstrategie im Aneignen von Handlungsmacht. Die Soldatinnen* betonen, auf die mit Kampfeinsätzen verbundenen Gefahren gut vorbereitet zu sein. Eine Fallschirmjägerin der Marine etwa erzählt: „Sie bringen uns den Waffengebrauch bei. Bevor sie uns an einen dieser Orte schicken, bringen sie uns den Waffengebrauch bei und wie man sich verhalten muss, falls man da draußen ist, Sicherheitsmaßnahmen, das beinhaltet viele Dinge" (B.S.). Dieses Thematisieren von Waffentraining im Zusammenhang mit der eigenen Gefährdung stellt in den Interviews eine häufig gebrauchte Relevanzstruktur dar. Die Kampfsoldatinnen* bringen ihre

eigene Verletzungsmacht ins Spiel, um ihrer Verletzbarkeit zu begegnen: Ihr Wissen um den richtigen Waffengebrauch würde sie demnach davor schützen, selbst verletzt zu werden. Handlungsmacht wird hier über das Betonen von Gewaltfähigkeit hergestellt. Der Argumentation liegt ein Gewaltverständnis zu Grunde, in dem sich Verletzbarkeit und Verletzungsmacht als dichotom gegenüberstehen: Je mehr Verletzungsmacht vorhanden sei, desto geringer sei die Verletzungsgefährdung. Dies ist konform mit dem militärischen Sozialisationsziel starker und gewaltfähiger Soldat_innen.

Es lässt sich festhalten, dass die befragten mexikanischen Soldatinnen* Strategien zur Abschwächung der erlebten Gefährdung einsetzen. Die interviewten Soldatinnen* praktizieren eine diskursive Einhegung von Verletzbarkeit, für die verschiedene Ausprägungen herausgearbeitet wurden: Zum einen gibt es auf der Ebene der Kommunikation angesiedelte Bearbeitungsformen wie die der ‚emotionalen Rahmungen' und der ‚diskursiven Minimierung', zum anderen lassen sich Formen einer diskursiven Einhegung in spezifische Sinnzusammenhänge ausmachen, wie das angeführte Motiv der ‚Liebe zum Militär'.

Derartige narrative Strukturen sind Teil einer diskursiven Strategie des Umgangs mit ihrer Verletzbarkeit, welche die mexikanischen Soldatinnen* in verschiedenen Ausprägungen entwickeln. Es wird deutlich, dass die interviewten Frauen* auf diese Weise Gefühlsarbeit (Hochschild 1990, 30) leisten, um Emotionen der Angst so abzumildern, dass sie in ihrer Bedrohlichkeit abgeschwächt oder gar aufgehoben werden. Soldatische Verletzbarkeit muss offenkundig einem Bearbeitungsprozess unterzogen werden, so dass dem Militär starke, einsatzfähige und risikobereite Soldat_innen zur Verfügung stehen (Tomforde 2015, 237). Aufbauend auf dieser diskursiven Immunisierung können die mexikanischen Soldatinnen* ein handlungsfähiges und gewaltbereites soldatisches Selbst entwickeln.

Dafür spricht auch, dass sich bei den mexikanischen Soldatinnen* eine sehr viel größere Bereitschaft zum Sprechen über Verletzungsmacht findet als über Verletzbarkeit. Sie bewegen sich damit in einer Konstruktion des Soldatischen als stark und unverletzbar. Konform zu diesem Befund schreibt der Kulturhistoriker Bernd Hüppauf (2011, 231): „Soldaten ziehen nicht in den Krieg, um zu sterben, sondern um zu töten, und zwar möglichst viele Feinde." Die Konstruktion des soldatischen Selbstbildes als stark und unverletzlich deckt sich auch mit den Forschungsergebnissen des Militärpolitologen Jens Warburg (2015, 65): Soldat_innen würden „mit ihrem Kampfeinsatz den Glauben oder die Hoffnung verbinden, sie seien unverwundbar."

Im mexikanischen Kontext ist die Bearbeitung von Verletzbarkeit von besonderer Relevanz, da hier die Soldat_innen permanent in Einsätze gesandt werden und die Militärangehörigen zudem aufgrund der gegenwärtigen Unsicherheitssituation auch in ihrer Freizeit als Zivilistinnen* einer Gefährdung ausgesetzt sind.

Auch für männliche Soldaten wurde in empirischen Studien herausgestellt, dass sie ihre einsatzbedingte Gefährdung so bearbeiten, dass ihre Angst in den Hintergrund tritt (Michl/Plamper 2009, 240f.). Es handelt sich bei der Einhegung von Verletz-

barkeit offenkundig um eine Anforderung der soldatischen Subjektivierung, die geschlechtsunabhängig erfolgen muss. Im Gegensatz zu männlichen Soldaten verlaufen die Praktiken und Diskurse im Falle der mexikanischen Kampfsoldatinnen* jedoch konträr zur geschlechtsspezifischen symbolischen Ordnung der Gewalt: Das Konstrukt von Weiblichkeit als schwach und verletzbar wird darin brüchig.

Aneignen von Verletzungsmacht

In den Streitkräften findet die soldatische Aneignung von Verletzungsmacht insbesondere über das Waffentraining statt. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, wie mexikanische Soldatinnen* den Zugang zu Waffen im Militär erfahren: Welche Einstellungen zu Waffen bringen sie zum Ausdruck, und in welche Sinnzusammenhänge wird das Waffentraining gestellt?
Die meisten der interviewten Frauen* bringen grundsätzlich eine positive Einstellung zu Waffen zum Ausdruck. Bei Kampfsoldatinnen* nehmen Schusswaffen unweigerlich einen zentralen Stellenwert ein, sind Waffen in ihrer Militärkarriere doch von beträchtlicher Bedeutung. Wie genau ihre Beziehung zu Waffen aussieht, ist bei den einzelnen Soldatinnen* jedoch unterschiedlich. Für einige Soldatinnen* wirkt schon allein das Tragen von Waffen stark anziehend. Eine Militärpolizistin berichtet beispielsweise davon, wie sie als junge Frau* bewaffnete Soldat_innen gesehen habe und dies den Wunsch bei ihr ausgelöst habe, eine von ihnen zu werden. Für andere Soldatinnen* wiederum wird an der Bewaffnung die Besonderheit ihrer Zugehörigkeit zu einer Kampfeinheit deutlich. Auch in der folgenden Aussage einer Marineoffizierin wird die starke Bedeutung von Bewaffnung im militärischen Alltag offenbar: „Ja doch, mir gefällt das, in Wirklichkeit muss ich immer meine Waffe bei mir tragen (Lachen), ja“ (D.S.). Das beständige Führen von Waffen ist in den mexikanischen Streitkräften erst ab einem Offiziersrang vorgesehen. Für die zitierte Offizierin scheint es sich bei Waffen demnach um ein Zeichen zu handeln, mit dem sie sich gerne schmücken möchte. Waffen als Artefakt stellen für die mexikanischen Kampfsoldatinnen* offenkundig ein begehrtes Statussymbol dar, das sowohl innerhalb der Militärorganisation Besonderheiten markiert wie auch gesamtgesellschaftlich wirkmächtig ist.
Doch zu Beginn ihrer Laufbahn nehmen die Militärfrauen* Waffen überwiegend als ungewohnt wahr. Dies wird bei dieser Kampfsoldatin* deutlich: „Am Anfang war es dieses, die Angst, noch nie eine Waffe so nah gesehen zu haben, berührt zu haben“ (B.S.). Obwohl die Soldatin* aus einer Militärfamilie stammt, hatte sie vor Beginn ihrer eigenen Militärkarriere offenbar nie Schusswerkzeuge von Nahem betrachtet oder gar berührt. Sie belegt ihren Zugang zu Waffen mit dem Begriff „Angst“*:* Waffen erscheinen ihr nicht nur als fremd, sondern sogar als furchteinflößend.
Das starke Befremden beim ersten Kontakt mit Waffen während der militärischen Ausbildung kommt auch bei der folgenden Erinnerung einer Marinesoldatin* sehr eindrücklich zum Ausdruck: „Die Waffe war sehr kalt, ich habe sie als kalt gesehen

(Lachen). Sie fühlte sich kalt an und, also, und schwer. (…) Wenn man zum ersten Mal bei den Übungen schießt und all das, also ja, logischerweise erschreckt man sich und solche Sachen. Aber, aber dann gewöhnt man sich schon daran" (D.S.). Für sie scheint die ‚Kälte' der Waffen für das Unvertraute zu stehen und die Begegnung mit einer zuvor unbekannten Welt zu symbolisieren, die als unangenehm erlebt wird – eine Welt, die bis dahin Männern vorbehalten war. Ihren subjektiven Zugang zu Waffen erlebt sie als derart objektiviert, dass er sich in Form von spürbaren Merkmalen der Waffe selbst manifestiert. Die Fremdheit tritt der Soldatin* gewissermaßen als intrinsische Eigenschaft von Waffen gegenüber und wird so als objektiv gegebene Tatsache erfahren.

Von einer anfänglichen Unsicherheit im Kontakt mit Schusswaffen wird von vielen Kampfsoldatinnen* berichtet. Verletzungstechniken befinden sich betont fernab ihres bisherigen Erfahrungsraumes. Sie positionieren sich als gewaltfern und damit konform zum Konstrukt der weiblichen Friedfertigkeit. Von einigen Kampfsoldatinnen* werden die anfänglichen Berührungsschwierigkeiten mit Waffen während der Schießübungen explizit als typische Erfahrung von Frauen* im Militär präsentiert, wie beispielsweise von dieser Fallschirmjägerin: „Zu Beginn war es schon ein bisschen schwierig, weil wenn du eine Frau bist und eine Waffe siehst, sagst du: ‚Oh nein!' (Lachen)" (V.S.). Die Soldatinnen* setzen ihre Wahrnehmung nicht als subjektives Erleben, sondern kontextualisieren dies in einer symbolischen Ordnung weiblicher Friedfertigkeit.

Die geschlechtlich geprägte Haltung zu Artefakten der Gewalt müssen sie im Verlauf der soldatischen Subjektwerdung jedoch überwinden, wollen sie denn erfolgreich Soldat_in werden. Dies kommt im weiteren Wortlaut der Fallschirmjägerin zum Ausdruck:

> Aber dann mit der Zeit lernst du, sie zeigen dir, wie man eine Waffe gebraucht, welche Art Waffe, du lernst alle Arten von Waffen kennen, nicht wahr? Also, es war schon ein bisschen schwierig als wir das erste Mal kamen, nicht wahr? Uns an die Waffen und all das zu gewöhnen (Lachen) (V.S.).

Wie die meisten anderen Soldatinnen* beschreibt sie ihren Zugang zu Waffen als einen Prozess der Gewöhnung, als eine Herausforderung, die es zu meistern gilt. Mehr über Waffen zu lernen und Kenntnisse darüber zu erwerben, ist für viele der Soldatinnen* wichtig, um die anfänglichen Ängste zu besiegen und die für Soldat_innen notwendigen Fertigkeiten erwerben zu können.

Im Verlauf der militärischen Ausbildung wird der Umgang mit Waffen für die mexikanischen Soldatinnen* zu etwas ganz Normalem, sie haben zumeist sogar großen Gefallen am Training: „Als ich das erste Mal schoss, das war so ‚Ah!' Aber danach gewöhnst du dich schon daran. Und ja tatsächlich gefällt es mir sehr zum Schießen zu gehen, denn wir gehen jedes Jahr mehrmals zum Schießen" (B.S.). Die Soldatinnen* reklamieren für sich einen Status als gleichberechtigte Kämpfer_innen in den mexikanischen Streitkräften, wie eine Fallschirmjägerin der Marine sehr eindrücklich formuliert: „Wir sind ein Gewehr mehr!" (D.S.).

Im Diskurs der mexikanischen Soldatinnen* zur Verletzungsmacht findet sich wiederholt das Motiv des ‚Schützens' als Sinnzuschreibung an ihre militärische Tätigkeit. So heißt es bei einer Kampfsoldatin* etwas plakativ: „Die Militärpolizei widmet sich dem Spenden von Schutz und Sicherheit" (R.P.). In solchen Aussagen steht nicht die gewalttätige Praktik des Kämpfens im Vordergrund, sondern vielmehr der sie legitimierende Zweck der öffentlichen Sicherheit. Das Motiv des ‚Schützens' dient somit der Legitimierung militärischer Gewalt. Dies wurde auch für andere Streitkräfte herausgearbeitet (bspw. Libero 2010, 49f.). Doch in Mexiko ist dies von besonderer Relevanz, da hier die Unsicherheit im öffentlichen Raum ein stark artikulierter Diskurs ist und die Kampfeinsätze im Heimatland der Soldat_innen stattfinden. Im Motiv des ‚Schützens' wird zudem die tradierte geschlechtliche Gewaltorganisation auf den Kopf gestellt: Hier ist die Soldatin* in der Rolle der aktiven Beschützerin und die Bevölkerung in einer Position der Schutzbedürftigkeit.
Auch eine weitere Rahmung von soldatischer Waffenausbildung bezieht sich auf den aktuellen Kontext von Unsicherheit und Gewalt im öffentlichen Raum in Mexiko: Die interviewten Soldatinnen* stellen das Waffentraining häufig in einen Zusammenhang mit Selbstverteidigung. Kenntnisse im Umgang mit Schusswaffen werden darin als notwendige Sicherheitsmaßnahme präsentiert. Dies kommt exemplarisch bei der Äußerung einer Kampfsoldatin* der Armee über ihr Erleben des Waffentrainings zum Ausdruck: „Es gefällt mir sehr gut, es ist mir sehr aufgefallen. Und jetzt wo ich damit umgehe, gefällt es mir, ich sage: ‚Mein Gott', zur Selbstverteidigung, für alles" (A.C.). Ähnlich wird von den jungen Frauen*, die freiwillig einen Militärdienst in Mexiko absolvieren, das Waffentraining als Selbstverteidigungstechnik benannt. Dies wird von einer Absolventin so formuliert:

> Das ist gut, weil wenn sie einen Krieg erklären oder wenn sie auf dich schießen und du hast eine (Waffe, L.T.) zur Seite, dann weißt du sie zu gebrauchen (…). In meinem Haus gab es sehr hässliche Streite, Schüsse hier und Schüsse dort, du weißt überhaupt nicht, was du tun sollst, du versteckst dich bloß, das ist alles. Ich glaube, dass das (Waffentraining, LT) wichtig ist und dass wir das wissen sollten, der Wehrdienst sollte endlich obligatorisch sein (M.H.).

Gewalt im öffentlichen Raum, wie die hier geschilderte bewaffnete Auseinandersetzung, stellen im gewähltem Analysezeitraum in Mexiko eine alltägliche Erfahrung dar.[9] Von der militärischen Ausbildung im Waffenumgang versprechen sich die Soldatinnen*, in gefährlichen Situationen besser geschützt zu sein. Das Waffentraining scheint für einen Zugewinn an Handlungsmacht zu stehen: Der Gewaltbedrohung wird Handlungsfähigkeit entgegengestellt. Der Rahmung von Waffentraining als Technik der Selbstverteidigung ist ein legitimierendes Element eingeschrieben: Der eigene Schutz wird diskursiv in den Vordergrund gerückt und als eine sozial nachvollziehbare Maßnahme der Selbstverteidigung gerechtfertigt. Das Moment der eigenen Gewaltsamkeit wird somit verschleiert (Scarry 1992, 96ff.; Scholz 2008, 222f.). Das Waffentraining wird nicht in beliebige Sinnzusammenhänge eingeord-

net, sondern immer in solche, die das Erlernen von Verletzungstechniken als notwendig und legitim rechtfertigen, denn militärische Gewalt ist auf gesellschaftspolitische Legitimierungsstrategien angewiesen (Schlichte 2015, 209).
In der Analyse der Interviews wurde deutlich, dass die mexikanischen Kampfsoldatinnen* einen ambivalenten Zugang zu Verletzungsmacht haben. Zum einen betonen sie ihre anfängliche Gewaltferne und Unsicherheit im Kontakt mit Waffen und schreiben so eine Konstruktion von Weiblichkeit als friedfertig fort. Zum anderen eignen sie sich im Zuge ihrer soldatischen Subjektwerdung Waffenkenntnisse an und entwickeln einen expliziten Gefallen am Waffentraining. Damit dringen die interviewten Kampfsoldatinnen* deutlich in den männlich konnotierten Raum der soldatischen Verletzungsmacht vor, eine Überschreitung in der symbolischen Ordnung der Gewalt.
Doch die Aneignung von Verletzungsmacht verbleibt in Ambivalenzen: Mit dem Motiv der Selbstverteidigung wird eine Rahmung soldatischer Gewalt herangezogen, die auch mit einer Konstruktion weiblicher Schutzbedürftigkeit konform geht. Der Rahmen ‚Selbstverteidigung' stellt gewissermaßen eine Grauzone in der geschlechtlichen Codierung von Gewalt dar, in dem sich Frauen* sozial legitimiert Gewaltfertigkeiten aneignen können. Die mexikanischen Soldatinnen* schreiben mit dieser Einhegung des Waffentrainings einerseits eine weiblich konnotierte Verletzbarkeit fort. Auch das Betonen ihrer eigenen Gewaltferne, wenn sie Waffen als fremd und ungewohnt präsentieren, verläuft konform zur Konstruktion weiblicher Friedfertigkeit. Die diskursive Rahmung des Waffentrainings ermöglicht ihnen andererseits das Erlernen von Gewalttechniken, ohne dass dies offensichtlich gegen geschlechtsadäquates Handeln verstoßen würde.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Vordringen von Frauen* in Kampfeinheiten der mexikanischen Streitkräfte eine ambivalente, aber doch fundamentale Irritation in der militärischen Organisierung der Gewalt in weiblich konnotierte Verletzbarkeit und eine als exklusiv männlich gedachte Verletzungsmacht darstellt. Die dichotome, vergeschlechtlichte Gewaltorganisierung im Militärischen gerät offenkundig ins Wanken, wenn die verletzungsmächtige Militärperson wie hier analysiert weiblichen Geschlechts ist.
Doch diese Verschiebung in der symbolischen Ordnung der Gewalt verläuft nicht widerspruchsfrei: Es lassen sich gegensätzlich verlaufende Prozesse von Abbau und Beharrungsvermögen der geschlechtlichen Codierung von Gewalt ausmachen. Die Bedeutungsverknüpfung von Gewalt und Geschlecht erfährt eine Modellierung, die aber gleichzeitig neue Grenzen absteckt, wie weit diese Aneignung gehen kann. Soldatinnen* sind auf besonders konfliktive Weise mit der soldatischen Subjektanforderung zum Auslagern von Verletzbarkeit und dem Aneignen von Verletzungsmacht konfrontiert.

In den Narrationen der mexikanischen Soldatinnen* wird eine dichotome Konstruktion von Gewalt deutlich, nach der Verletzungsmacht und Verletzbarkeit als sich gegenseitig ausschließende Kategorien verstanden werden. Die Interviewten können sich soldatische Verletzungsmacht nur über das Einhegen und Minimieren von Verletzbarkeit aneignen. Darin wird die unentwirrbare Bezogenheit der beiden Kategorien deutlich, mit der sich beide im Feld militärischer Gewalt gegenseitig konstituieren: die Janusköpfigkeit der Gewalt.

Eine dichotome Aufteilung von Gewalt in Verletzbarkeit und Verletzungsmacht stellt jedoch keine anthropologische Konstante dar. Dies kann vielmehr als Wirkmechanismus gesellschaftlicher Ungleichheits- und Machtbeziehungen angesehen werden, in denen Verletzungsmacht der stärkeren Position zugeschrieben wird, während Verletzbarkeit in den Marginalisierten verortet wird. Die Organisierung von Gewalt wird mit anderen gesellschaftlichen Machtbeziehungen verknüpft und unter anderem entlang der Kategorie Geschlecht strukturiert. Aufbauend auf der vorliegenden Analyse soll daher eine Kritik dichotomer Gewaltkonzepte formuliert werden. Meines Erachtens sollte die Verwiesenheit der beiden Kategorien Verletzbarkeit und Verletzungsmacht stärker in den Vordergrund gerückt werden, um so eine als exklusiv konstruierte Gewaltorganisierung problematisieren zu können. Es gilt in dem utopischen Streben nach einer gewaltärmeren Gesellschaft eine Überwindung der Gewaltdichotomie zu suchen, die davon abhängen wird, „dass wir Verwundbarkeit und Handlungsfähigkeit zusammen denken“ (Butler 2016, 183) (können).

Anmerkungen

1 Die Bezeichnung als ‚Frau' oder ‚Mann' soll hier als Markierung einer vergeschlechtlichten gesellschaftlichen Position verstanden werden. Das Gender-Sternchen verweist auf den Konstruktionscharakter derselben. Zudem soll das Sternchen verdeutlichen, dass sich die vorangehende Bezeichnung auf alle Personen bezieht, die sich selbst als solche definieren, definiert werden und sich sichtbar gemacht fühlen. Eine Wiederholung dieser diskriminierenden Geschlechterbezeichnung soll hier nicht als Lösung, sondern als ein Prozess verstanden werden – gerade um diskriminierende Strukturen und Praktiken sichtbar machen zu können (Rosenstreich 2019).

2 In der hier vorgestellten Forschung werden zwar Transformationsprozesse diesbezüglich deutlich. Es handelt sich jedoch weiterhin um eine gesellschaftlich wirkmächtige Konstruktion, vor der weibliches* Militärpersonal ihre soldatische Subjektivität aushandeln muss.

3 Auch für männliche Soldaten stellt der Umgang mit Verletzbarkeit wie auch mit Gewaltausübung im Militär eine Herausforderung dar. Es gibt keine biologisch begründete „Natürlichkeit“ im Zusammenhang von Männlichkeit und soldatischer Handlungsfähigkeit. Eine weiterführende Forschung zur Artikulation von Gewalt durch Männer* im Militär würde ich daher sehr begrüßen.

4 Davon dienten 17 Soldatinnen* als Militärpolizistin oder Fallschirmjägerin in einer als Kampfeinheit klassifizierten Verwendung. Acht Frauen* waren in nicht-kombattanten Bereichen tätig, beispielsweise als Ärztin, Krankenschwester oder Lehrerin und neun der Interviewten leisteten einen freiwilligen Wehrdienst. Zudem wurden vier für die Frauenintegration zuständige Militärangehörige befragt sowie vier Interviews geführt mit Institutionen, die mit den mexikanischen Streitkräften im Zusammenhang mit der Frauenintegration kooperieren, wie das staatliche Fraueninstitut INMUJERES und verschiedene Universitäten.

5 Diese Zahl umfasst sowohl Militärangehörige, Angehörige von Drogenkartellen als auch Zivilist*innen. Da es sich um keinen klassischen Krieg mit klaren Kriegsfronten und zwei sich gegenüberstehenden nationalstaatlichen Armeen handelt, sind unter den Opfern alle drei Gruppen zu finden. Nur in den seltensten Fällen findet eine unabhängige juristische Aufarbeitung der Morde statt.

6 Die Öffnung der mexikanischen Streitkräfte wurde in Folge des „Gesetzes für die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern" („Ley General Para La Igualdad Entre Mujeres y Hombres", Übers. L.T.) aus dem Jahr 2006 erlassen.

7 Es gibt keine öffentlich zugänglichen Statistiken über die Geschlechterstruktur in der mexikanischen Marine noch werden formale Anfragen diesbezüglich beantwortet. Die angegebenen Zahlen beruhen ausschließlich auf informellen Aussagen von Militärangehörigen.

8 Alle in diesem Artikel zitierten Interviewsequenzen sind im Original auf Spanisch, Übersetzung L.T.

9 Für 2012 liegen keine Statistiken vor, aber für 2019 gibt es eine Erhebung, nach der bis zu 80% der Befragten häufig Schüsse in ihrer Nachbarschaft gehört haben (INEGI 2019, 22). Mehr als zwei Drittel der mexikanischen Bevölkerung fühlt sich unsicher im öffentlichen Raum, mit steigender Tendenz (ebd., 8). Dabei liegt das Unsicherheitsgefühl von Frauen* durchweg neun bis zehn Prozentpunkte höher als das von Männern*.

Literatur

Ai Camp, Roderic, 2010: Las Fuerzas Armadas en el México Democrático. Mexiko-Stadt.

Anaya Gallardo, Federico/**Barreda Marín**, Andrés/**Benítz Manaut**, Raúl, 2000: Siempre Cerca, Siempre Lejos: Las Fuerzas Armadas en México. Mexiko-Stadt.

Arcos Rosales, Rosalba Jimena, 2012: La incorporación de mujeres cadetes en el Heroico Colegio Militar y para formarse como oficiales del Ejército Méxicano. 3. Congreso Nacional de Ciencias Sociales. Mexiko-Stadt, 64-91.

Apelt, Maja, 2012: Militärische Sozialisation. In: Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jaqueline (Hg.): Militärsoziologie - Eine Einführung. Wiesbaden, 428-446.

Arriaga Valenzuela, Luis, 2009: ¿Comandante supremo? La ausencia de control civil sobre las Fuerzas Armadas de Felipe Calderón. Mexiko-Stadt.

Bereswill, Mechthild, 2007: Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster, 101-118.

Bereswill, Mechthild, 2011: Zum Verhältnis von Gewalt und Geschlecht. Entwicklungen und Perspektiven der soziologischen Geschlechterforschung. In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Wecker, Verena (Hg.): Geschlechterforschung. Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart, 201-217.

Biehl, Heiko, 2010: Kampfmoral und Kohäsion. Forschungsgegenstand, militärische Praxis und Organisationsideologie. In: Apelt, Maja (Hg.): Forschungsthema: Militär. Militärische Organisationen im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten. Wiesbaden, 139-162.

Braig, Marianne/**Müller**, Markus-Michael, 2008: Das politische System Mexikos. In: Stüwe, Klaus/Rinke, Stefan (Hg.): Die politischen Systeme in Nord- und Lateinamerika. Eine Einführung. Wiesbaden, 388-415.

Bröckling, Ulrich, 1997: Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München.

Brunner, Claudia, 2015: Ausweitung der Kampfzone. Warum humanitäre Interventionen nicht ohne sex auskommen. In: Lakitsch, Maximilian/Steiner, Anna (Hg.): Gewalt für den Frieden? Vom Umgang mit der Rechtfertigung militärischer Intervention. Wien, 153-179.

Butler, Judith, 2016: Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung. Berlin.

Code, Lorraine, 2009: A New Epistemology of Rape? In: Philosophical Papers. 38 (3), 327-345.

Corbin, Juliet/**Strauss**, Anselm, 1996: Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim/Beltz.

Dittmer, Cordula 2009: Gender Trouble in der Bundeswehr. Eine Studie zu Identitätskonstruktionen und Geschlechterordnungen unter besonderer Berücksichtigung von Auslandseinsätzen. Bielefeld.

Dörfler-Dierken, Angelika, 2010: Identitätspolitik der Bundeswehr. In: Identität, Selbstverständnis, Berufsbild. Implikationen der neuen Einsatzrealität der Bundeswehr. Dörfler-Dierken, Angelika/Kümmel, Gerhard. Wiesbaden, 137-160.

El siglo de torreon, Ejército Mexicano abre más espacio a mujeres, 13.08.2007.

Glaser, Barney G./**Strauss**, Anselm L., 1965: Interaktion mit Sterbenden. Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige. Göttingen.

Hochschild, Arlie R., 1990: Das gekaufte Herz: Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/M.

Hüppauf, Bernd, 2011: Wovon nicht die Rede sein soll: Töten im Krieg. In: Paragrana. 20, 230-247.

INEGI 2019: Encuesta Nacional de Seguridad Pública Urbana. Internet: https://www.inegi.org.mx/contenidos/programas/ensu/doc/ensu2019_junio_presentacion_ejecutiva.pdf (28.10.2019).

Jenss, Alke 2016: Grauzonen staatlicher Gewalt. Staatlich produzierte Unsicherheit in Kolumbien und Mexiko. Bielefeld.

Lepsius, Rainer, 1997: Militärwesen und zivile Gesellschaft. In: Frevert, Ute (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, 359-370.

Libero, Loretana de, 2010: Soldatische Identität, Tradition und Einsatz. In: Dörfler-Dierken, Angelika/Kümmel, Gerhard (Hg.): Identität, Selbstverständnis, Berufsbild. Implikationen der neuen Einsatzrealität für die Bundeswehr. Wiesbaden, 47-56.

Merzinger, Barbara, 2005: Das Lachen von Frauen im Gespräch über Shopping und Sexualität. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Grades einer Doktorin der Philosophie am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin.

Michl, Susanne/**Plamper**, Jan, 2009: Soldatische Angst im Ersten Weltkrieg. Die Karriere eines Gefühls in der Kriegspsychiatrie Deutschlands, Frankreichs und Russlands. In: Geschichte und Gesellschaft. 35 (2), 209-248.

Popitz, Heinrich, 1986: Phänomene der Macht. Autorität - Herrschaft - Gewalt - Technik, Tübingen.

Rodríguez, Victoria E., 1998: Women´s Participation in Mexican Political Life. Boulder.

Rosenstreich, Gabi, 2019: Hinweise und Empfehlungen für geschlechtergerechte Sprache an der ASH Berlin. Internet: https://www.ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/Einrichtungen/Frauenbeauftragte/Downloads/ASH_geschlechtergerechte_Sprache_Hinweise_und_Empfehlungen.PDF (13.05.2019).

Sasson-Levy, Orna, 2008: Individual Bodies, Collective State Interests: The Case of Israeli Combat Soldiers. In: Men and Masculinities. 10 (3), 296-321.

Scarry, Elaine 1992: Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur. Frankfurt/M.

Schlichte, Klaus, 2015: Gewalt und Legitimität bewaffneter Gruppen. In: Salzborn, Samuel/Zapf, Holger (Hg.): Krieg und Frieden. Kulturelle Deutungsmuster. Frankfurt/M., 209-236.

Scholz, Sylka, 2008: Diversifizierung und Delegitimierung männlicher Herrschaft. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland. Habilitationsschrift, TU Dresden.

SEDENA, 2007: Solicitud de acceso a la información. Unidad de Enlace Acceso a la Información, 02.07.2007. Mexiko-Stadt.

SEDENA, 2019: Preguntas Frecuentes del Observatorio para la Igualdad entre Mujeres y Hombres en el Ejército y Fuerza Aérea Mexicanos. Mexiko-Stadt.

Sjoberg, Laura/**Via**, Sandra, 2010: Conclusion: The Interrelationship between Gender, War, and Militarism. In: Sjoberg, Laura/Via, Sandra (Hg.): Gender, War, and Militarism. Feminist Perspectives. Santa Barbara/CA, 231–239.

Strübing, Jörg, 2004: Grounded Theory. Wiesbaden.

Tomforde, Maren, 2015: Gewalterfahrungen von Bundeswehrsoldaten im Auslandseinsatz. In: Leonhard, Nina/Franke, Jürgen (Hg.): Militär und Gewalt. Sozialwissenschaftliche und ethische Perspektiven. Berlin, 213-248.

Torres Pastrana, Sandra, 2008: Mujeres podrían ocupar cualquier mando en Fuerzas Armadas. In: cimac noticias. Internet: http://www.cimacnoticias.com/site/08050603-Mujeres-podrian-ocu.33050.0.html (10.08.2009).

Vega Zayas, Jesica María, 2010: La seguridad pública en la era moderna y contemporánea. Mexiko-Stadt.

Warburg, Jens, 2015: Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges. Bielefeld.

Yuval-Davis, Nira, 2001: Geschlecht und Nation. Emmendingen.

Interviewquellen

A.C. (Heer, Mannschaften, Kampfeinheit)

B.S. (Marine, Offizierin, Kampfeinheit)

D.S. (Marine, Offizierin, Kampfeinheit)

G.J. (Heer, Mannschaften, Kampfeinheit)

H.G. (Heer, Mannschaften, Kampfeinheit)

M.H. (Heer, Freiwilliger Wehrdienst, nicht kombattant)

M.S. (Heer, Mannschaften, Kampfeinheit)

R.P. (Heer, Mannschaften, Kampfeinheit)

V.S. (Marine, Offizierin, Kampfeinheit)

Enrique Alvarez Villeda (Heer, Mayor, Verteidigungsministerium - Menschenrechtsabteilung)